

(Nachdruck verboten.)

82]

## Auferstehung.

Roman von Leo Tolstoj.

„Aber die Bogoduchowskaja, eine Politische, kann ich die sehen?“ fragte Rechljudow nach kurzem Schweigen.

„Gewiß, das können Sie,“ sagte der Inspektor. „Nun, was willst Du?“ wandte er sich an ein Mädchen von fünf oder sechs Jahren, das ins Zimmer getreten war. Es hielt den Kopf so, daß es kein Auge von Rechljudow verwandte, und schritt dabei auf den Vater zu. „Siehst Du, Du fällst noch,“ sagte der Inspektor und lächelte darüber, wie das Mädchen nicht vor sich sah, sich in den Teppich verwickelte und auf den Vater zustoßerte.

„Also, wenn es geht, möchte ich hingehen.“

„Es geht, es geht,“ sagte der Inspektor und umarmte das Mädchen, das fortwährend auf Rechljudow schaute. „Bitte . . .“

Der Inspektor stand auf, schob das Mädchen sanft beiseite und trat in das Vorzimmer.

Er hatte noch nicht seinen Paletot, den ihm das verbundene Dienstmädchen darreichte, anziehen und hinausstreten können, als wiederum die Läufe von Clementi accurat dahinausfuhren.

„Sie war im Konseratorium; da herrscht keine Ordnung. Aber hat viel Talent,“ sagte der Inspektor, als sie die Treppe hinunterstiegen. „Sie will in Konzerten auftreten.“

Der Inspektor und Rechljudow kamen an das Gefängnis. Die Pforte öffnete sich sofort bei Annäherung des Inspektors. Die Aufseher legten die Hand an die Mäße und begleiteten ihn mit Blicken. Vier mit zur Hälfte rasierten Köpfen versehene Menschen, die Fässer mit irgend welchem Inhalt trugen, begegneten ihnen im Vorraum, und alle drängten sich zusammen, als sie den Inspektor erblickten. Einer bengte sich besonders tief nieder und machte ein finsternes Gesicht, wobei seine schwarzen Augen funkelten.

„Natürlich muß man das Talent ausbilden und nicht verkommen lassen; aber in der kleinen Wohnung, sehen Sie, da geht das schlecht,“ führte der Inspektor die Unterhaltung fort, ohne jenen Gefangenen irgend welche Aufmerksamkeit zu schenken, und trat mit müden Schritten, die Füße nachschleppend in Begleitung Rechljudows in das Versammlungszimmer.

„Wen wünschen Sie noch zu sehen?“ fragte der Inspektor.

„Die Bogoduchowskaja.“

„Die kommt aus dem Turm. Da müssen Sie etwas warten,“ wandte er sich an Rechljudow.

„Nun ich nicht unterdessen die Gefangenen Menschows sehen? Mutter und Sohn; sind wegen Brandstiftung angeklagt.“

„Zelle 21? Gewiß, ich will sie rufen lassen.“

„Nun ich Menschow nicht in seiner Zelle sehen?“

„Sie haben es ruhiger im Versammlungszimmer.“

„Nein, es interessiert mich.“

„Finden Sie das interessant?“

In diesem Augenblick trat aus der Seitenthür der starker harte Offizier und Adjunkt des Inspektors.

„Hier, führen Sie den Fürsten in die Zelle zu Menschow, Zelle 21,“ sagte der Inspektor zu seinem Gehilfen, „und dann ins Bureau. Ich lasse sie rufen. Wie heißt sie noch?“

„Wjera Bogoduchowskaja,“ sagte Rechljudow.

Der Gehilfe war ein junger blonder Offizier mit geschwärztem Schnurrbart; er verbreitete den Duft von Eau de Cologne um sich.

„Bitte, wandte er sich mit angenehmem Lächeln an Rechljudow. „Interessieren Sie sich für unsre Anstalt?“

„Ja, ich interessiere mich auch für jenen Menschen, der, wie man mir sagt, ganz unschuldig hierher geraten ist.“

Der Gehilfe zwakte die Achseln.

„Das kommt zuweilen vor,“ sagte er ruhig und ließ den Gast höflich zuerst in den breiten stinkenden Korridor eintreten. „Zuweilen lägen sie auch. Bitte schön.“

Die Zellenthüren waren geöffnet, und einige Gefangene hielten sich im Korridor auf. Den Aufsehern kaum merklich

zunickend und nach den Gefangenen hinschielend, die sich entweder an die Wand drückten, in ihre Zellen gingen, oder die Hände an die Hosennaht legten und nach Soldatenart den Vorgesetzten mit den Augen verfolgend sich an den Thüren aufstellten, führte der Gehilfe Rechljudow durch einen Korridor und geleitete ihn zu einem andern Korridor links, der durch eine eiserne Thür verschlossen war.

Dieser Korridor war noch enger, dunkler und übelriechender als der erste. Auf beiden Seiten mündeten mit Schlössern verriegelte Thüren in ihn. Zu den Thüren befanden sich kleine Löcher, sogenannte Gucklöcher, einen halben Berschof im Durchmesser. Im Korridor war niemand außer einem alten Aufseher mit kummervollem, runzeligen Gesicht.

„In welcher Zelle sitzt Menschow?“ fragte der Gehilfe den Aufseher.

„In der achten, links.“

„Sind diese besetzt?“ fragte Rechljudow.

„Alle besetzt, bis auf eine.“

## Fünzigstes Kapitel.

„Kann ich hineinschauen?“ fragte Rechljudow.

„Bitte sehr,“ sagte der Gehilfe mit verbindlichem Lächeln und begann den Aufseher nach irgend etwas zu fragen. Rechljudow schaute in eine Oeffnung hinein: drinnen ging ein großer junger Mensch mit kleinem, schwarzen Bärtchen im bloßen Hemde schnell vorwärts und zurück; als er Geräusch an der Thür hörte, sah er auf, machte ein finsternes Gesicht und setzte seinen Marsch fort.

Rechljudow schaute in eine zweite Oeffnung: sein Auge begegnete einem andern erschreckten großen Auge, das durch das Loch blickte; er wich eiligst zurück. In einer dritten Oeffnung sah er ein im Bett schlafendes sehr kleines zusammengerolltes Menschenkind, dessen Kopf mit dem Gefangenenrock bedeckt war. Zu der vierten Zelle sah ein blasser Mensch mit breitem Gesicht, der den Kopf gesenkt und die Ellbogen auf die Knie gestützt hatte. Als der Mensch Schritte hörte, hob er den Kopf und schaute auf. In seinem ganzen Gesicht, namentlich in den großen Augen, lag der Ausdruck verzweifelter Grams. Es interessierte ihn angenscheinlich nicht, zu erfahren, wer zu ihm in die Zelle schaute. Wer auch immer hineinschauen mochte, er erwartete offenbar von niemandem Gutes. Rechljudow wurde schrecklich zu Mute; er hörte auf zu schauen und trat zu Menschows Zelle 21. Der Aufseher schloß das Schloß auf und öffnete die Thür. Ein junger, langhalsiger, muskulöser Mensch mit gutmütigen, runden Augen und kleinem Bärtchen stand neben der Schlafbank, zog schnell seinen Sträflingsrock an und sah mit erschrecktem Gesichtsausdruck die Eintretenden an. Besonders überraschten Rechljudow die guten, runden Augen, die fragend und erschreckt von ihm zu dem Aufseher, dem Gehilfen und wieder zurück liefen.

„Dieser Herr will Dich über Deinen Prozeß befragen.“

„Wir danken ergebenst.“

„Ja, man hat mir von Eurer Sache erzählt,“ sagte Rechljudow, trat in den Hintergrund der Zelle und stellte sich bei dem vergitterten, schmutzigen Fenster auf, „und da möchte ich sie einmal von Euch selbst hören.“

Menschow trat ebenfalls zum Fenster und begann alsbald, anfangs schüchtern mit einem Blick auf den Inspektor, dann immer dreister und dreister zu erzählen. Als aber der Inspektor aus der Zelle hinaus auf den Korridor trat und dort irgend welche Anordnungen erteilte, wurde er vollends kühn. Seine Erzählung war der Sprache und den Manieren nach die Erzählung eines einfachen, guten Bauernburschen, und für Rechljudow war es besonders seltsam, diese Erzählung aus dem Munde eines Arrestanten in schimpflicher Kleidung, im Gefängnis zu hören. Rechljudow hörte zu und sah gleichzeitig die niedrige Schlafbank mit Strohmattre, und das Fenster mit dickeisen Gittern, und die schmutzigen, feucht gewordenen, schmierigen Wände, und das jämmerliche Gesicht und die Gestalt des unglücklichen entstellten Bauernburschen in Lederschuh und Gefängnisbekleidung, und ihm wurde immer trauriger und trauriger zu Mute, er wünschte nicht zu glauben, daß die Erzählung dieses gutmütigen Menschen wahr sei; so schrecklich war der Gedanke, daß jemand einen andern Menschen nur dafür, daß man ihn

selbst beleidigt, festzunehmen, in Gefangeneneinkleidung stecken und an diesen schrecklichen Ort bringen konnte. Noch schrecklicher aber war der Gedanke, daß diese wahrhaftige Erzählung, die mit so gutmüthiger Miene vorgetragen wurde, Betrug und Erfindung sei. Die Erzählung bestand darin, daß der vereidigte Brantweinschenk ihm bald nach der Hochzeit sein Weib abspenstig gemacht hatte. Er suchte überall sein gesetzmäßiges Recht. Aber überall bestach der Schenkwirt die Beamten und wurde überall freigesprochen. Führt er sein Weib einmal mit Gewalt fort, so lief sie am nächsten Tage wieder weg. Da ging er hin und verlangte sein Weib zurück. Der Brantweinschenk sagte, die Frau wäre nicht da (er hatte sie aber hineingehen sehen), und befahl ihm fortzugehen. Er ging nicht. Der Brantweinschenk und sein Arbeiter schlugen ihn blutig, aber am nächsten Tage brannte der Hof des Schenken ab. Er wurde nebst seiner Mutter angeklagt, hatte aber das Feuer nicht angelegt, sondern war bei einem Freunde gewesen. (Fortsetzung folgt.)

## Sonntagsplauderei.

Der ultramontane Reichstags-Abgeordnete Müller-Fulda wird in der Geschichte nicht nur als der Vater der großen Weltschlachtsflotte fortleben, sondern er wird auch auf der Ewigkeitstafel jener erhabenen Kerze prangen, die sich um die Menschheit durch die Entdeckung, Diagnose und Therapie von Krankheiten verdient gemacht haben. Er ist der Entdecker jener neuesten und verbreitetsten Seuche, von der die Völker befallen worden und deren Ausdehnung von den verblendeten Individuen, von den gewissenlosen Organen des Staats, ja sogar von der heiligen katholischen Kirche selbst befördert wird. Die Seuche gehört zweifellos zu der Gattung der Weitzstände — nur daß sie an Verbreitung und Beweglichkeit jenes Uebel schredlich übertrifft. Während der gewöhnlichen Weitzstände sich mit der Ausbeutung der natürlichen Körperkräfte begnügt, zieht der erweiterte Weitzstand die gesamte Mechanik, alle technischen Erfindungen von Unheil brütenden Menschenhirnen in seinen Dienst. Herr Müller-Fulda war zwar bescheiden genug, die Ehren der großen Entdeckung mit einem andren ungenannten Mann teilen zu wollen, indessen die Gerechtigkeit erfordert es, ihm das ganze Verdienst gut zu schreiben.

Es war eine besorgende That, als der Müller, der das Wandern nicht liebt, das lähne Wort erbarmungslos aussprach: **Verkehrsdüsel!**

Man weiß, welche Erfahrungen den frommen Volksvertreter zu seiner Entdeckung angeregt haben. Er hatte längst mit Schaudern beobachtet, wie gerade in dem Machtreich der katholischen Kirche, das so groß ist, daß die Sonne nicht in ihm aufgeht, die Seuche grassierte. Pilgerzüge und Wallfahrten gehören zu den ältesten Erscheinungen des katholischen Lebens. In diesem Jubiläumsjahr wurden die Massen geradezu durch kirchliche Behörden aufgereizt, gen Rom zu eilen und die Gattung Mensch begann unter den Wirkungen der Bewegungseuche zu einer Masse von Zugläugetieren zu entarten, eine Rückbildung zu der niederen Form der Vögel und Fische. In dieser Not entbrannte das Genie Müllers aus Fulda lichterloh, und die gewaltige These wurde moralisch an alle Thüren von Eisenbahnen, Droschken, Straßenbahnen angeschlagen, in die Satteltaschen von Pferden und Fahrrädern eingepreßt: **Wir leben im Zeitalter des Verkehrsdüfels!**

So weit ist Müllers Verdienst unumschränkt zu würdigen. Nur erging es ihm wie allen Ärzten, die neue Krankheiten nur erkennen, um zugleich zu erkennen, daß sie nicht heilbar seien. Auch Herrn Müllers Heilmethode scheint dem grenzenlosen Uebel nicht gewachsen. Er will den Verkehrsdüfel ausrotten, indem er ihn besteuert. Vielleicht liegt seinem Irrtum nur ein kleiner sprachlicher Aberglaube zu Grunde, daß man am bequemsten einer Sache steuert, indem man sie besteuert. Das ist aber nicht einmal bei Warenhäusern und Dörfern der Fall, geschweige bei Volksseuchen, abgesehen davon, daß es inhuman sein dürfte, aus Krankheiten Steuern zu ziehen.

Man muß sich schon nach andren, wirksamern Mitteln umsehen. Der Gedanke, das in der Beratung befindliche Reichs-Seuchengesetz mit dem Problem des Verkehrsdüfels zu bepacken, ist schon deshalb abzuweisen, weil das Reichs-Seuchengesetz, seiner Absicht nach, nur Schutz gegen Seuchen gewähren soll, die nicht vorkommen. Der Verkehrsdüfel aber kommt vor.

Es ist einigermaßen verwunderlich, daß Herr Müller-Fulda nicht jene medizinische Methode auch für den vorliegenden Fall anzuwenden empfahl, der in seiner Geisteswelt stets die allgemeinste Anwendung und die größte Wirkung gefunden hat. Gegen den Verkehrsdüfel kann nur die Aufstellung eines neuen Kalenderheiligen helfen.

Man wende nicht ein, daß die 365 oder 366 Tage des Kalenders bereits voll besetzt seien, so daß kein Schutzgeist wider den Verkehrsdüfel mehr Platz finden könnte. Ich habe mich überzeugt, daß dem nicht so ist. Das Jahr ist noch nicht ausverkauft. Man blättere nur in Meyers Historisch-Geographischen Kalender, den das unter der Parole „Wissen macht frei“ handelnde Bibliographische Institut zu Leipzig herausgibt. Da findet sich noch manche Lücke, so viel auch auf diesen Abreisblätter wider die Krankheiten geleistet ist. Am 15. Januar ist

z. B. nicht nur Grillparzer geboren, sondern es ist auch — Wissen macht frei! — der Tag des Abtes Maurus, der, wie der Historisch-Geographische Kalender allen Lebenden zum Trost verrät, der Patron gegen den Rheumatismus ist. Manche Rheumatiker gehen nach Wiesbaden, andre setzen sich nackt in Ameisenhaufen oder graben sich in heißen Sand ein, noch andre fluchen und trinken lästerlich — der Historisch-Geographische Kalender verköpft auf den 15. Januar, allwo der Abt Maurus seine Sprechstunde abhält.

Wunder in Anspruch genommen ist der 20. Januar in unsren Gegenden; Sebastian, der Vespitron, ist für uns entbehrlich geworden. Wichtig dagegen ist der 9. März, der der Franziska von Rom gehört, die Witwe, Ordensstifterin und Patronin gegen Augenentzündung ist. Nicht minder bedeutsam ist der Märtyrer Quirinus — 30. März — der ohne Berufsförderung und Einprägungen gegen Ohrenleiden hilft, und der Bischof Hugo — 1. April — der jeglicher von Magenleiden erlöset, oder die Jungfrau Nolandis — 13. Mai — die Kollispezialistin ist. Unentbehrlich ist der Märtyrer und Nothelfer Vitus — 15. Juni —, der sich in Nervenleiden gründlich auskennt, sowie die Jungfrau Philomena, Märtyrerin — 11. August — die bei Halsjämern Rat weis. Es giebt daneben auch Patrone für gewisse Berufe, für Jungfrauen beispielsweise, Prediger, Sattler, Weber, Gärtner, Gastwirte, ebenso solche für Elementarereignisse, als Regenmangel und Feuersbrunst, Gewitter und Meeresstürme, Verleumdung, Wassersturz und Erdbeben. Alle Kundbureaus und Zeitungsinsertate eriecht Antonius von Padua, der Bekemer, der — 13. Juni! — zur Wiedererlangung verlorner Sachen verhilft.

Aber trotz der Fülle dieser männlichen und weiblichen Patrone ist für einen Schutzheiligen gegen den Verkehrsdüfel immer noch reichlich Platz vorhanden. So möge dem Müller-Fulda das Bibliographische Institut ermächtigen, daß es im nächsten Jahrgang des Kalenders ihn als Patron gegen den Verkehrsdüfel aufnimmt. Alsdann ist die Krankheit gebannt und Werder wird zur Zeit der Baumbüte ein beliebter Zufluchtsort für Menschenseue und Einsiedler werden.

Es ist nämlich noch zu erwähnen, daß gerade zur Zeit der Baumbüte die Seuche besonders schwer auftritt. Das Krankheitsbild ist dann etwa folgendes: Am Sonntag zu ungewohnt früher Stunde stürzt plötzlich alles aus den Betten. Ein unwiderstehlicher Drang treibt die gesamte Bevölkerung, Männer, Weiber, Kinder und Nadeln, in eine bestimmte Richtung. Der Schwarm teilt sich; die eine Hälfte wirft sich mit wüthender Leidenschaft auf Eisenbahn, Dampfer und Krenser, die andre rädert sich nach Werder. Den letzteren liegt es ob, Staub zu produzieren, den ersteren, ihn zu schluden. In ihrer Raserei nennen sie es Blütenstaub. Dieser Staub aber löst unter Zuhilfenahme des Sonnenbrands alle Verschiedenheiten von Alter und Geschlecht aus. Mädchen und Weiber sind gleichermaßen im Gesicht grau-rot striemenartig gestreift, und es blinkt der Tau auf den Wangen der Drehstranzen; Profalter reden von Schweiß. Im weiteren Stadium der Seuche liegen die Opfer, soweit sie sich der Fahrräder bedienen, in den Chauffeegräben und bearbeiten die Gummireifen mit unheimlich geheimnißvollen wilden Geberden; ein fauchendes Geräusch wird dabei beobachtet. Endlich findet man sie auf hölzernen Bänken unter den blühenden Bäumen, und in die Gläser voll roten Johannisbeerweins flattern leis die zart zermiterteten Kirschens- und Pfirsichblätter. Jetzt beginnt ein Gelärm und Gejohl, untermischt mit dem Klageschrei der von der Seuche befallenen Kinder; aber die Unseligen sind sich ihres Zustandes nicht bewusst, und nennen es Vergnügen. Zum Schluß, wenn die Sonne sinkt, hebt wieder die rasende Abwanderung an. Väter pflegen bei dieser Gelegenheit die weinenden Kinder über dem Herzen zu tragen, und wenn man, nebeneinandergeschichtet, dann in dem Eisenbahnwagen leucht, bricht das innere Fieber in wüsten Schimpf-reden auf Hitze, Staub, schlechte Verpflegung, elende Eisenbahnverwaltung, hohe Kosten und ungezogene Föhren mit elementarer Gewalt hervor. Erst bei der Annäherung an die heimische Waschschiiffel läßt die Krankheit nach; einige Menschen werden dann für den ganzen übrigen Sommer immun, die meisten sind indessen Rückfällen ausgelegt.

Heiliger Müller-Fulda, Patron gegen den Verkehrsdüfel, befreie uns von den Sonntagsausflügen zur Baumbüte und lasse allen Nadeln die Gummireifen sogleich beim Austritt aus dem Hause unheilbar plagen!

Warum erweckt überhaupt gerade die Baumbüte solche Veräzungen? Ist es schon jemand eingefallen, nach Osdoof zu wandern, wenn der Kohlrabi reift? Was hat eine Pfirsichblüte voraus vor einer Kohlrabi-Blüte? Das ist ein nichts würdiger ästhetischer Aberglaube. Ich bekenne: Auch ich habe, als ich noch Liebeslieder sang, mich ausschließlich der Rosen und Nelken, des Jasmins und des Flieders bedient, wenn ich zur Vervollständigung der Poesie botanische Requisiten heranzog. Wasserrüben und Kollkohl, Kartoffeln und Sandbohnen verschmähte ich in meiner beschränkten Verblendung. Wie schäme ich mich dessen, seitdem meine Augen sehen lernten!

Es ist vielleicht das größte Verdienst des modernen Kunstgewerbes, daß es mit der Aristokratie der bevorzugten Naturgewächse ausgeräumt hat. Man erkannte die demokratische Größe der Natur und gewahrte auch in den mißachteten Arten erlesene Schönheiten. In der königlichen Porzellanmanufaktur kann man gegenwärtig einen Triumph dieses neuen Sehens bewundern. Es sind dort Porzellanvasen ausgeföhrt, die ganz gemeine Gemüsesorten motivisch

vertreten, ohne allzusehr zu stilisieren und von den ursprünglichen Formen abzuweichen. Und mit Entzücken bemerkt man, wie viel größere Wirkungen aus den kräftigen Linien und schlichten Farben dieser ordinären Gewächse herauszubolen sind, als aus dem Gefängel der vornehm thnenden Rosen und Pfirsichblüten. Am prächtigsten ist eine Base, die nichts ist als eine künstlerisch gebändigte — Koblrabistaube, zwischen deren „Strunken“ ein junges Weib ein Kranzchen bei den Löffeln zurückhält, daß es die Blätter nicht abzuge — ein Werk von kraftvollster Formenreinheit und kontrastierendem zielichstem Humor, und doch bloß eine Koblrabistaube.

Wenn wider Erwarten Herr Müller-Fulda das Kalender-Patronat gegen den Verkehrsdusel nicht übernehmen sollte, so empfiehlt es sich, daß sich die Kranten wenigstens verteilen. Es ist wirklich nicht nötig, daß alle Staubgeborenen in Verder unter dem Farbenzauber der Baumbliete vorzeitig wieder zu Staub werden. Auch auf den Koblrabigefilden des saust beriezelten Osdorf wächst Schönheit. —

Joe.

## Von der Weltausstellung.

### 6. Nationalitätentirmes. Das Hätscheltind.

Paris, 10. Mai 1900.

Auf dem linken Seine-Ufer, am vielgenannten Quai d'Orsay, liegt, solet arrangiert, die Rue des Nations, die Völkerrstraße, die wir bereits kurz erwähnten, als wir von dem deutschen Repräsentationshause sprachen. In den letzten Tagen sind die meisten ihrer Häuser dem öffentlichen Besuch zugänglich gemacht worden, und es lohnt sich jetzt, einen kleinen Rundgang zu veranstalten. Mit schreiendem Pomp eröffnet Italien die Reihe, wenn man sich abwärts seine Schritte lenkt; in freier Nachbildung haben die Architekten Ceppi und Salvadori den ehrwürdigen Markusdom Benedigs hier wiedergegeben; fünf vergoldete Kuppeln überragen die überladene Architektur des Gebäudes, das nur aus der Ferne einen erträglichen Eindruck macht: die brutale Polizeiwirtschaft, den übertriebenen Militarismus, das grenzenlose Bauern- und Proletariatselend, die schamloseste bürgerliche Korruption und eine Monarchie, die in klammernder Angst an dem zerbrechlichen Thronchen hängt — das sollen wohl diese fünf Kuppeln verfinnbildlichen? Denn das sind die furchtbaren Leiden, an denen das fäulende Land und sein unglückliches Volk rettungslos dahinsinken. Ein niedliches Spiel des Zufalls stellte den türkischen Pavillon in die Nähe des italienischen Palastes, gleich und gleich gesellt sich gern! Auf der Waisfeier, die unsere deutschen Parteigenossen in Paris mit ihren ungrischen und italienischen Kollegen einträchtig und würdig begingen, konnte man es hören, mit welchem Schmerz und welcher zehrenden Erbitterung die kernigen italienischen Proletarier von der „westlichen Türkei“ ihrer Heimat sprachen, von diesem Lande, das der Garten Europas sein könnte, wenn nicht eine gefräßige Ausbeuterklippe es allmählich in eine Wüste verwandelte, in dem vielbewunderten Denkmäler einer hohen Kultur mit gellender Stimme dem sinnigen Betrachter in die Ohren schreien, was auf diesem Boden geleistet werden könnte. Die aufdringliche Pracht des italienischen Palastes wirkt beleidigend und abstoßend auf jeden, der die Zustände des Landes anders als nur aus dem Wädeler kennt. Aber das ist noch nichts gegen den Versuch des bankrotten Spanien, den fremden Besuchern der Ausstellung durch falschen Schein zu imponieren! In modernisiertem hispanomanrischen Stil (spanische Renaissance) erhebt sich da ein mächtiges Gebäude, fast wie ein Escorial (der Palast des finstern Philipps II.) und heiter — wie etwa eine Bastille; trugige Festungsformen, mit zinnengeläuterten Türmen, Fenstern wie Schießscharten und Thore, an denen man ungern nur die Fallgitter vernimmt; alles überglänzt mit jener langweiligen, gelbgrünlichen Farbe, die die Engländer durch ihren Lakstift modern zu machen bestreben sind: so repräsentiert sich die allerkatholischste Macht Europas. Und das Innere? Es ist zum Lachen! Mächtige Säle „mit ohne was“, wie die kleinen Ipreewassergetauften Logiser zu sagen pflegen; weitangelegte Doppeltreppen führen zur ersten Etage empor, wo unser dasselbe Schauspiel harrt, das absolute Nichts. Leerer kann überhaupt kein Raum auf der ganzen Welt sein, nicht einmal die spanische Staatskasse! Doch halt — rechts in einer Galerie mit spiegelblankem Parkett, das fadeltanzenden Miquels eine helle Freude sein muß, blinzen die funkelnden Waffen Voabdds, des letzten Maurentönigs. Damit rühmt sich also heute noch die armfelige Hochnäsigkeit der Hidalgos, daß ihre Vorfahren in wütendem Ringen pro Dei gloria et virginis (zu Ehren Gottes und der Jungfrau Maria) das kulturbegabte Volk der Mauren mit Stumpf und Stiel ausgerottet und so den europäischen Westen der fruchtbaren Vereinigung mit hochstehenden orientalischen Kulturelementen beraubt haben! Im Süden Spaniens zerfallen die segenschaffenden Wasserleitungen der Mauren, die dem Land eine uner-schöpfliche Fruchtbarkeit gewährten, gerade so wie die märchenhaften Königschlösser, und bald wird der Name Alhambra nur noch auf den Schildern von Mädchenkneipen in Hafenstädten und auf Cigarettenpacketen weiterleben. Aber die Spanier proken auf der Weltausstellung mit dem feinciselerten Degen Voabdds, des letzten Maurentönigs! . . .

Wie wohlthuend wirken neben diesen Zeichen einer erlogenen Pracht die schlichten Holzgebäude Schwedens und Norwegens, in denen diese arbeitsamen und frischen nordischen Nationen die Früchte

ihres bescheidenen Gewerbestrebes, ihres tätigen Bodens und ihrer sibirischen Meere, Seen und Flüsse ausgestellt haben. Der ganze weltgeschichtlich bedeutsame Gegensatz zwischen germanischen und romanischen Rassen wird hier fimenfällig deutlich. Kraftvoll, doch ungenügend und des feinen Schönheitsstuns noch ermangelnd die einen, spielerisch, fantasitisch und renommitisch die andern; diese haben die Herrschaft der Welt gehabt und sie verloren, jene sind im Aufsteigen begriffen und prägen der Kultur von heute ihren Stempel auf, bis auch ihnen vielleicht die Stunde der Entartung schlägt und sie von einer andren Rasse abgelöst werden. Bleibt nur zu untersuchen, was daran in eigentlichen Wesentern der Völker ruht, was mehr äußerlichen, leichter wechselnden Umständen und Zuständen zuzuschreiben ist. Mit zwei Worten löst man Nationen und Rassen nicht aus dem Weltgeschehen aus und man darf hoffen, daß das romanische Element bei der Renaissance (Wiedergeburt) der europäischen Kulturvölker, die der Sozialismus anbahnt, seine legensreiche Rolle spielen wird, ihm selbst und uns zu Ruh.

Ein andrer Bau zieht unsre Blicke an. Man erkennt sofort an der Anlage des Vestibuls und an den Loggien, die das Haus umziehen, daß das Haus den Bedürfnissen eines südlichen Klimas angepaßt ist. Die Maße sind gewaltig, das Ganze mit einem gewissen Aplomb hingestellt: der Pavillon von — man lache nicht! — Monaco. Vermutlich hatte man in den Grenzen des Fürstentums, gegen das Keuz älterer Linie ein Großstaat ist, keinen Platz für diese Nachbildung des Palais des Grimaldi! Monaco, ehemals der sichere Zufluchtsort mordlustiger Seeräuber, heute die Stätte legalisierter Anraubung internationaler Nichtsthuener oder Thunischgute, erhebt Anspruch darauf, in den Reichen der Kulturnationen zu prunken. Was doch das gleibende Gold macht! Doch warum sollte hier dieses Haus stehen, wird doch der biedere Hauptaktionär der verrufenen Spielhölle, Gemahl der geborenen Heine, verwitweten Herzogin von Nicheieu, Albert von Monaco, von den europaischen „Höfen“ als Gleichberechtigter anerkannt. So respektabel wie sein Freund und guter Kunde, der Thronerbe von Großbritannien, ist er allemal noch, und wenn er auf die Ausstellung, auf die Völkertimeß zieht, um für sein anstößiges Gewerbe die Bellame-trommel zu rühren und gleichzeitig mit seinen dilettantischen Beziehungen zur Meeresforschung zu proken, so zeigt er nur, daß er neben seiner fürstlichen Würde von seinen seeräubernden Vorfahren auch eine gute Dosis geschäftlicher Gerissenheit ererbt hat. Das Spiel ist ein gut bürgerlicher Erwerb, und wenn Albert Edward von Großbritannien mit seinen Schwiegerföhnen und dem höchst ehrenwerten Chamberlain in südafrikanischen Goldshares spekuliert, so wird man den Fürsten von der Roulette seine Dividenden vom Hause Blanc u. Co. nicht vorwerfen wollen. Rouge et noir (rot und schwarz) — hier wie dort, nur daß die Revolverschüsse unter den Palmen Monacos nicht so laut knallen, wie die Maginkanonen und die Kreuzotgeschütze in Südafrika.

Länder mit primitiver Kultur, wie Serbien, Bulgarien, Bosnien und die Herzegowina haben ihre mehr oder weniger schönen Häuser mit ihren Erzeugnissen angefüllt; man sieht sich um Generationen zurückversetzt, wenn man diese Räume durchschreitet, wird aber doch an allen Ecken auf die Thatfache gestoßen, daß der Kapitalismus seinen siegreichen Einzug in jene Länder gehalten hat. Im Untergeschoß des bosnischen Hauses sind die Produkte der großen Wälder ausgestellt, die fast ganz Südeuropa mit Holz versorgen; eine kleine Inschrift belehrt uns, daß dieser mächtige und volkswirtschaftlich so bedeutungsvolle Holzhandel fast ausschließlich durch eine einzige Wiener Firma besorgt wird. Das laum erschlossene Land muß seine Schätze hergeben, um den Gelschramk eines einzigen Kapitalisten mit Wertpapieren zu füllen; und wenn Bosniens Hügel abgeholzt sind, so wie die Berge Südrankreichs, Italiens, Griechenlands und Südtirols, wenn die kahlen Felsen gen Himmel starren, an denen nicht einmal ein Gras-hälmschen mehr grünt, dann hat der Kapitalismus wieder einen Triumph gefeiert, das Land dort unten ist „civilisiert“ und das Volk darf Hungers sterben.

Nur kurz erwähnen wir noch die Repräsentationsgebäude des andren Staats: Oestreich hat ein feines, vornehmes Landschloß im Rococostil geschaffen, das aber neben andren, massigeren Bauten nicht recht zur Geltung kommen kann; die anspruchsvollen Ungarn — die nebenbei gesagt in der internationalen Kunstausstellung durch eine geradezu barbarische Ueberladung der Wände mit den schreiendsten „Schinken“ mangenehm auffallen — haben gleich sänftliche Stile, die sie in ihrem Lande aufstreiben konnten, zu einem unruhigen Ganzen vereinigt, was vielleicht originell, sicher aber nicht schön ist. England hat sich ganz merkwürdig zurückgehalten, der seine Wig der Franzosen meint, es habe seinen Nachbarn gestatten wollen, zu zeigen, wie reich sie sind; ein einfaches Wohnhaus aus der Zeit Heinrichs VIII., in dem Shakespeare gewohnt haben könnte; aber das Innere zeigt Zimmereinrichtungen von bewundernswertler Eleganz und Bequemlichkeit. Man fängt auch bei uns langsam an einzusehen, daß die Möbel des täglichen Gebrauchs nicht notwendig häßlich zu sein brauchen, ebenso daß man die Wände eines Zimmers mit wenig Mitteln zieren kann, wenn nur ein guter Geschmack die Hand des Dekorateurs leitet. Aber England hatte auch seinen Ruskin, seinen William Morris und hat noch seinen Walter Crane, unerreichte Stimmungskünstler und Lebens-verföhnerer, die uns so sehr noch fehlen. — Belgien prunkt mit einer Nachbildung des Rathhauses von Oudenarde, ein stolzes Beispiel reicher Profankunst in starken Städten. Das

Ganz stammt aus dem Anfang des XVI. Jahrhunderts, und es ist gut, daß man es hier ausgestellt hat, denn wer kennt heute Dubenarde, wer diese Perle der Baukunst? — Rumänien, Griechenland, Mexiko sind annehmbar vertreten; Dänemark hat ein liebes, anheimelndes niedersächsisches Bauernhaus geschaffen, so behaglich mit seinen breiten Dachflächen und kleinen Fenstern; und über der Thür der wadere Spruch, den unser Ehrentendorf uns mündgerecht gemacht hat:

Mutterprache, Mutterlaut.  
Wie so wonnig und traut.  
Erstes Wort, das mir erschallet,  
Süßes erstes Liebeswort,  
Erster Ton, den ich gelallet,  
Klingest ewig in mir fort.  
„Min Modderiprat.“

Ganz verborgen hinter üppigem Frühlingsgrün liegt ein kleiner Bau — Fransvaals Pavillon, und daneben eine Boereufarm, einfach und schlicht, eine wirksame Demonstration. Der englische Thronfolger will im englischen Pavillon Wohnung nehmen, wenn er demnächst die Ausstellung besucht; lassen ihm die Tänzerinnen der Oper Zeit genug, so beschäftigt er vielleicht auch diese Farm; es ist ganz ungefährlich, kein Leichengeruch, nicht einmal ein bißchen Pulverdampf, wäre es auch nur aus blindgeladenen Revolvern!

Doch, wo bleibt Rußland? Die verhäßteste Völkernation? Rußland steht nicht in der Reihe der Nationen, es ist hors ligne, außer der Reihe, anderwärts untergebracht, damit es erst recht anfalle. Was es darbietet, werden wir später sehen. — S.

### Kleines Feuilleton.

bl. Schicksal. „Ach entschuldigen Sie gütigst, hält dem hier der Wagen nach der Pappel-Allee?“

Ich drehte mich um. Es war eine Frau, die mich fragte. In der Dämmerung des Abends konnte ich ihr Gesicht nicht erkennen. Sie schien aber noch jung zu sein, sehr jung sogar. Ihre ganze Erscheinung hatte etwas Heerliches, Mädchenhaftes. Ich sagte ihr, daß der Wagen gleich kommen würde und daß ich auch auf ihn warte. Wir blieben nebeneinander stehen. Das „gleich“ zog sich lange hin, das ersehnte weiße Säulchen mit dem roten Quersreifen kam nicht. Die junge Frau trat von einem Fuß auf den andern, sie fror offenbar: „Nein, aber wo der Wagen bleibt! Mad mir müß man noch so lange fahren, und zu Hause warten die Kinder!“

Ich suchte sie zu trösten: „Der Wagen muß wirklich bald kommen, und die Fahrt geht ja schnell, in fünfundzwanzig Minuten höchstens sind Sie an der Pappel-Allee.“

Sie nickte ein paarmal und schaute gedankenvoll vor sich hin. Jetzt, wo neben uns das Glücklicht aufstrahlte, sah ich, daß sie die Zähne zusammenbiß, und daß ihr junges Gesicht müde und vergrämt ausah. Große Mäuler zogen sich um ihre Augen, die offenbar viel geweint hatten. Von einer unwillkürlichen Teilnahme ergriffen trat ich näher zu ihr heran: „Sind Ihre Kinder denn allein?“

„Ja, ganz allein, wenn ihnen man nichts passiert. Ich hab' so 'ne Angst. Der Willy, wenn der große ist, der soll ja anpassen, aber wenn in die andern Zwangs ans' Haus rufen, dann geht er wö-möglich auf die Straße und läßt mir die Kleinen allein.“ Tiefe Angst zitterte in ihrer Stimme.

„Das wird er schon nicht thun, sind denn die Kleinen noch sehr klein?“

„Ja, der Erich ist fünf Jahre und Lina... Drei Kinder haben Sie?“ Ich unterbrach sie etwas eiskalt; dieses junge, zierliche Wesen sah so gar nicht nach einer solchen Schar aus.

„Bier sogar noch das allerkleinste, das ist jetzt ein halbes Jahr... Ja, das sieht mir niemand an, nicht wahr?“ Sie machte einen Versuch zu lächeln. „Ich bin aber doch schon neunundzwanzig und zehn Jahre verheiratet. Ich hab' auch noch viel besser ausgesehen, jetzt ist das aber man so so — von das viele Weinen. Als mein Mann noch lebte...“ sie brach ab, Thränen stürzten aus ihren Augen. Ich nahm unwillkürlich ihre Hand: „Sie haben Ihren Mann verloren?“

„Donnerstag vor vier Wochen,“ sie sah an mir vorbei in das Straßentreiben und mit demselben verlorenen Blick sah sie dann fort: „Ganz gesund ist er weggegangen und auf 'n Mittag bringen Sie 'n mir nach Haus, war von 's Zerbst gefallen und gleich tot...“

Ich antwortete ihr nicht, ich wagte nichts zu sagen bei solchem Leid, sie sprach aber selber weiter. „Und so'n guter Mann, wie er war, und immer man so rum um mir und die Kinder und nie mich alleine weggegangen!“ Sie schüttelte auf.

In demselben Moment kam der Wagen. Wie stiegen ein. Es war Platz im Innern, und so setzte ich mich neben sie.

„Da haben Sie es aber schwer.“ Ich sagte es mir, um wenigstens etwas zu sagen.

„Ach ja“, sie nickte wieder, „und wenn ich's nur wäre — aber sehen Sie, die Kinder. Etwas krieg' ich ja auf sie von der Stadt, aber die paar Mark, das langt doch nich — kaum, daß sie satt werden, und ich müß in Hufen, aber da hat man doch auch nich-

viel, und, wo einen noch die Kleinen immer dazwischen trabeln. Und denn hat auch der Doktor gesagt, ich soll nicht, sonst laun ich man in 'nem Jahr ins Krankenhaus...“

Ich fragte sie, ob ihr denn der Chef ihres Mannes nicht eine Unterstützung gäbe. Sie zuckte geringschuldig die Achseln. „Ach der — 'n rüchändigen Lohn hat er mir gegeben und noch 'n Tag abgezogen, wo mein Mann gefehlt hat, ja, und denn hat er gesagt, er wollte mir helfen, daß ich die Kinder ins Waisenhaus kriege, und ich wär' doch 'ne hübsche junge Frau, und würde doch bald Genen finden, der für mir sorgt, ich sollt' mir man umthun, schließlich bliebe mir ja doch nichts weiter übrig — ach!“ Ihre Augen begannen zornig zu funkeln, ihre Rechte trämpfte sich zusammen. Nach einer Weile fing sie von neuem an: „Und sehen Sie, es is auch überall dasselbe — egalweg. Ich habe mir schon so viel wohin gewandt, an so viel Vereine und auch an 'ne Stiftung, aber immer, wenn man denkt, da kann man was kriegen, denn is irgend was, worum sie einen nicht helfen können, und da is man zu jung, und die geben bloß an Kinderlose und die andern nur zu Weihnachten oder so — was in 'n bloß mit uns werden soll?“ Sie brach ab und starrte auf die Straße hinaus, aus ihren Augen tröpfen Thränen, ein Bild des Jammers sah sie da. In meinem Herzen regte es sich, eine Art ohnmächtiger Grimm, daß ich ihr selbst nicht helfen konnte. Ich gab ihr die Adresse eines Vereins, der ihr doch noch vielleicht zu nützen vermöchte. Das war alles, was in meiner Macht lag. Sie nahm sie dankend an, aber sie schüttelte den Kopf: „Es wird auch nicht viel helfen.“

Er hat auch nicht viel geholfen. Ich habe mich später erkundigt, sie ist dagewesen, man hat ihr ein paar Mark gegeben und sich dann nicht weiter um sie gekümmert, das lag ja nicht mehr in den „Intentionen“ des Vereins. —

### Völkerrunde.

k. Italienische Amulette. Eine Sammlung von Amuletten hat Professor Giuseppe Bellini in Perugia in einer Reihe von Jahren zusammengebracht. Vor kurzem hat er einen beschreibenden Katalog veröffentlicht, die für den Forstler eine reiche Fundgrube bietet. Wie die toeben erwähnente „Zeitschrift für Ethnologie“ mitteilt, umfaßt der Katalog 527 Nummern; man konnte sie zum Teil nur mit großer Mühe vor den Wespern, die sich in ihrem Schutze sicher fühlten, erhalten. Die Amulette bestehen aus Mineralien, Metall, Glas, Bernstein, Gagat, Zinn, aus dem ganze Tiere oder einzelne Tierglieder hergestellt wurden; ferner aus Knochen, Zähnen, Hörnern, Krallen, Haaren, Conchylien, Korallen, ganzen Pflanzen oder einzelnen Pflanzenteilen, Wurzeln, Knollen, Zwiebeln, Holz, Rinden, Kräutern und Samen. Eine große Rolle spielen die Blüthsteine, die meistens prähistorische durchlöcher oder undurchlöcher Steinärzte und Pfeilspitzen sind. Sie sollen im allgemeinen gegen Blüthschlag schützen, aber die undurchlöcher Steinärzte und Pfeilspitzen sind überhaupt glückbringende Amulette und ein Schutz bei Krankheiten und Verletzungen. Die Steinärzte können, wenn sie am Körper angehängt sind, Nervenleiden heilen. Die gleiche Bedeutung haben Serpentin-schilde und der Reptil, der bereits im Altertum von dieser Wirkung seinen Namen bekommen hat. Serpentin heißt auch die Biß giftiger Tiere, der Schlange, Salamander und Spinnen, besonders auch die der Torantel und den Skorpionisch. Es giebt Blutsteine, die Blutungen stillen, und Milchsteine, die die Milchsekretion befördern. Schlappersteine schützen bei der Niederkunft. Zahllose Amulette existieren, die vor dem bösen Blick und dem Hexenzauber bewahren; andre schützen die Kinder vor Strampfen und vor unglücklichem Fallen. Von besonderem Interesse sind ein Paar Stücke von einem Menschenschädel, die ihre Wesper und Träger vor epileptischen Anfällen schützen sollen. Eine Reihe von Amuletten heißt die Nase oder den Größbeutel, bringt Glück auf der Jagd und bewahrt vor Versuchungen des Teufels. —

### Humoristisches.

— Im Joru. Der etwas zerstreute Herr Aktuar soll den Peter einvernehmen, der unentschieden spricht und schlecht hört. Das bringt den Beamten fast bis zur Verzweiflung. Schon zum zehntenmal hat er den Erschienenen um seinen Namen gefragt, ohne den letzteren zu verstehen. „So schreiben Sie mir Ihren Namen auf!“ schreit er endlich und hält ein Blatt Papier hin. — „I kann net schreiben!“ murmelt der andre ängstlich. — „Ha!“ brüllt der Aktuar wütend, „dann machen Sie drei Kreuze!“ — Der Wittsteller beugt sich, dem Auftrag nachzukommen. — Da krant sich der Beamte verlegen hinter dem Ohr und starrt die drei Kreuze an. „Jetzt weiß ich erst recht nicht“, brummt er, „wie er heißt!“ —

— Seine Ansicht. Alter Junggeselle (beim Anblick eines Hochzeitszugs): „... Wie man sich nur den schönen Sonntag so verbereit kann!“ —

— Armer Kerl. Der kleine Maxl kommt heulend heim. „Ich hab' noch keinen Geburtsdächel gebracht!“ jammert er. „Wenn ich ihn morgen nicht bring, werd' ich gestraft!“

Die Mama erinnert sich, daß sie vergesen, das Zeugnis dem Jungen mitzugeben. „Kleiner Tollpatsch“, sagt sie lächelnd, „wenn Du daherkommst, sehen sie doch, daß Du geboren bist!“ „Ja“, heult Maxl noch lauter, „aber wenn ich keinen Schein hab, gläubn sie mir's ja nicht!“ — (Flieg. Bl.)